HEYNE

Das Buch

In einem Dorf an der Küste von Cornwall sterben drei Mitglieder einer alteingesessenen Familie kurz hintereinander unter mysteriösen Umständen. Die örtliche Polizei hat die Fälle abgeschlossen: zwei Selbstmorde und ein Unfall. Doch eine Verwandte der Toten hat Zweifel und wendet sich an das Innenministerium. Das wiederum schaltet Scotland Yard ein, und Inspektor Rutledge wird beauftragt, die Fälle näher zu untersuchen. Zuerst hält Rutledge ihre Zweifel für unbegründet, dennoch sucht er in der Umgebung des alten Herrenhauses nach Hinweisen. Und bald beginnt ihn die Familiengeschichte der Opfer auch zu interessieren. Rutledge dringt immer tiefer in die Familiengeheimnisse und stößt auf weitere rätselhafte Todesfälle.

Der Autor

Charles Todd lebt in London. Er wurde mit dem »Edgar« ausgezeichnet und war bereits drei Mal »Autor des Jahres« der »New York Times«.

Lieferbare Titel

Auf dünnem Eis – Schwarze Spiegel – Zeit der Raben – Kalte Hölle – Die zweite Stimme – Dunkle Spuren -Stumme Geister – Seelen aus Stein – Der Schatten des Teufels

CHARLES TODD

FLÜGEL AUS FEUER

EIN INSPEKTOR-RUTLEDGE-ROMAN

Aus dem Englischen
von Markus Knop

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe WINGS OF FIRE erschien
bei St. Martin's Press, New York

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 08 / 2009
Copyright © 1998 by Charles Todd
Das Buch erschien 2000 als Goldmann-Taschenbuch
mit dem Titel *Englisches Requiem*
Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2009
Umschlagillustration: © Dennis Williamson / buchcover.com
Umschlaggestaltung: © Hauptmann & Kompanie
Werbeagentur, München – Zürich
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43333-5

www.heyne.de

Für D.
Du weißt, warum.

1

Die Leichen wurden von der verwitweten Mrs. Trepol entdeckt, der Haushälterin und Köchin der Verstorbenen.

An diesem Morgen trieben keine Nebelschwaden oder graue Regenwolken landeinwärts, obwohl Mrs. Trepol den Tag später so in Erinnerung hatte.

In Wirklichkeit hatten die Wolken sich während der Nacht verzogen. Das Wasser am Meerufer glitzerte hell in der strahlenden Maisonne, die Villa warf einen langen Schatten über das feuchte Gras, und die Brise, die von den Bäumen hinter dem Gemüsegarten herüberwehte, war für die Jahreszeit ungewöhnlich warm. Mrs. Trepol musterte argwöhnisch die geraden Reihen der Kohlköpfe, verglich sie mit denen in ihrem eigenen Garten und kam zu dem Schluss, dass ihre bereits weiter gediehen waren. So sollte es auch sein! Schließlich hatte sie schon immer den schönsten Garten im Dorf gehabt. Waren die Auszeichnungen, die sie bei unzähligen Erntedankfesten erhalten hatte, nicht Beweis genug dafür? Die Zwiebeln waren zwar etwas dicker als ihre – so dick waren sie doch am Samstag noch nicht gewesen? –, aber Zwiebeln konnte ja jeder züchten. Der Erbsenanbau war eine wahre Kunst – und ihre Erbsen rankten sich bereits an den Stöcken hoch. Hier hingegen, neben diesen traurigen kleinen Stängeln, hatte man noch nicht einmal Kletterstöcke aufgestellt! Ihre Erbsen würde sie kochen, noch bevor an diesen Kümmerlingen die ersten Blüten sprössen. Jedenfalls verstand der alte Wilkins, der für die Gärten und Ställe

des Anwesens zuständig war, wesentlich mehr von Pferden als von Gemüse.

Was ihn nicht daran hinderte, sich mit seiner Arbeit zu brüsten.

Immer wenn er einen Blick über die Steinmauer vor ihrem Haus warf, sagte er etwa: »Ihre Mohrrüben sehen ein bisschen *klein* aus, Mrs. Trepol. Ich meine, verglichen mit meinen.« Oder: »Ihre Bohnen sind aber recht dürr. Haben Sie wohl spät eingepflanzt, wie?«

Neugieriger alter Narr!

Mit diesem Gedanken hatte Mrs. Trepol ihre Unbekümmertheit wieder gefunden, stieg die drei Stufen zur Küchentür hinauf und schloss wie gewöhnlich auf. Heute war zwar nicht ihr Reinemachtag – montags hatte sie normalerweise frei –, aber morgen wollte sie ihre Schwester besuchen. Naomis Mann hatte angeboten, sie beide frühmorgens zum Markt zu fahren, und Miss Livia machte es nichts aus, wenn sie gelegentlich auch an anderen Tagen als den vereinbarten kam.

Im Flur war es wegen der dicken Steinwände kühl und still. An dessen Ende angekommen, streifte sie ihren Mantel ab, hängte ihn wie immer an den Haken, zog ihren Kittel an und betrat ihr Reich. Sofort fiel ihr auf, dass bisher niemand das benutzte Frühstücksgeschirr heruntergebracht hatte, das um diese Zeit gewöhnlich ordentlich übereinander gestapelt auf dem Abtropfbrett stand. Sie sah sich in der Küche um. Sie war noch genauso, wie sie sie am Samstag verlassen hatte. Kein einziger Krümel lag auf dem Boden, den sie gescheuert hatte, und niemand hatte die Vorhänge aufgezogen.

Du meine Güte, dachte sie voller Bedauern, Miss Livia hat sicher wieder eine schlimme Nacht gehabt, sie wird noch schlafen.

Doch auch im Wohnzimmer fand sie die Vorhänge verschlossen vor. Langsam beschlich sie ein leises Gefühl der Angst.

Mr. Nicholas hatte die Angewohnheit, schon bei Morgengrauen die Vorhänge aufzuziehen, um aufs Meer hinauszublicken. Der Anblick des Morgenlichts auf dem Meer, sagte er immer, belebe ihn …

Dann musste Miss Livia ja eine *furchtbare* Nacht durchgemacht haben, wenn er ihretwegen das Morgengrauen verpasst hatte! Das war in all den Jahren, in denen sie, Mrs. Trepol, hier arbeitete, noch nie vorgekommen. Mr. Nicholas war immer bei Tagesanbruch aufgestanden … immer …

Sie trat in die Eingangshalle und blickte die geschwungene Treppe hinauf, die ins obere Stockwerk führte.

»Mr. Nicholas?«, rief sie vorsichtig. »Ich bin da! Kann ich etwas für Sie tun? Möchten Sie eine Tasse Tee?«

Ihre Worte verhallten in der Stille. Jetzt wurde ihr mulmig. Wenn er an Miss Livias Bett saß, würde er sie doch gehört haben und wäre aus dem Zimmer gekommen, um ihr zu antworten!

Es sei denn, mit *ihm* stimmte etwas nicht …

Sie eilte die Treppe hinauf, ging über die Galerie zu Mr. Nicholas' Zimmer und klopfte vorsichtig an. Niemand antwortete. Nach einem kurzen, unschlüssigen Zögern drehte sie den Knauf und öffnete die Tür.

Das Bett war gemacht. Es sah so aus, als hätte niemand darin geschlafen. Mr. Nicholas machte es zwar ganz ordentlich, aber niemals würde es so glatt wie bei ihr aussehen. Dies hier war ihr Werk. Die Arbeit von *Samstag* …

Sie ging zurück über die Galerie zu Miss Livias Tür und klopfte behutsam an. Wieder antwortete niemand. Langsam, um Miss Livia nicht zu erschrecken – oder auch Mr. Nicho-

las, für den Fall, dass er auf einem Sessel neben dem Bett seiner Schwester eingeschlafen war –, öffnete sie die Tür einen Spalt weit und spähte ins Zimmer.

Auch ihr Bett war unberührt. Die Bettdecke war glatt wie Glas. Genau wie bei Mr. Nicholas. Und in den Sesseln saß auch niemand.

Zutiefst beunruhigt lauschte sie, ob im Haus etwas zu hören war. Wenn man Miss Livia während der Nacht zum Notarzt gebracht hatte, hätte sie doch eine Nachricht in der Küche gefunden! Allerdings hatte Mr. Nicholas nicht wissen können, dass sie kommen würde. Andererseits hätte es doch heute Morgen bestimmt jemand bei der Sonntagsmesse erwähnt. So versessen, wie hier im Dorf alle auf Klatsch und Tratsch waren …

Mrs. Trepol ging weiter zum gemeinsamen Arbeitszimmer von Mr. Nicholas und Miss Livia am Ende der Galerie und wartete einen Moment, bevor sie den Türknauf drehte.

Dann verwandelte sich ihre Angst in Entsetzen. Schnell schloss sie die Tür wieder und zog ihre Hand zurück, die sie sich vor Schreck auf die Brust legte, und fühlte ihr Herz unter ihren Fingerspitzen rasen.

Ein paar Sekunden stand sie so da und starrte auf die geschlossene Tür. Ihre Stimme versagte, als sie versuchte, Mr. Nicholas' Namen zu rufen, und ihre Hand weigerte sich, den Messingknauf nochmals zu berühren.

Was immer hinter dieser Tür war, sie wollte es nicht genauer ansehen, nicht alleine, nicht solange ihr Herz hämmerte, als wolle es aus ihrer Brust springen und am Boden zerschellen.

Sie machte kehrt und flüchtete die Treppe hinab, stolperte über den alten, ausgefransten Teppich und wäre in all der Hast beinahe kopfüber gestürzt. Ihr einziger Gedanke war

die rettende Küche, aber dort angelangt, machte sie nicht Halt, sondern lief weiter durch den Flur und hinaus in die Morgensonne, wo sie den Weg einschlug, auf dem sie gekommen war. Sie wollte ins Dorf, zu Dr. Hawkins. Erst jetzt fiel ihr der Mantel am Haken ein, aber nichts um alles in der Welt hätte sie in dieses Haus zurückgebracht. Zitternd, den Tränen nahe und von unbändiger Angst getrieben, rannte sie, ohne auf die Kohlköpfe zu achten, mit schweren, achtlosen Schritten durch den Gemüsegarten bis zu dem Waldstück, wo der Weg zum Dorf begann.

Nachdem die Gäste sich endlich verabschiedet hatten, gingen die hinterbliebenen Familienangehörigen in den Salon, um ein letztes Getränk zu sich zu nehmen. Die Unterhaltung verlief schleppend und gekünstelt wie zwischen Fremden, die sich gerade erst kennen gelernt hatten und nach einem gemeinsamen Gesprächsthema suchten. Tatsächlich kamen sie sich auch vor wie Fremde. Es war die Situation: Jeder fühlte sich verunsichert, unbehaglich, war mit seinen Gedanken allein.

Bis Stephen unvermittelt sagte: »Warum, glaubt ihr, haben sie es getan?«

Eine peinliche Stille folgte. Den ganzen Tag lang hatte Gott sei Dank niemand diese Frage gestellt. Weder beim Gottesdienst, noch bei der Beisetzung, noch beim anschließenden Empfang in der Villa, auf dem sich die Freunde der Familie und die Dorfbewohner mit gesenkten Stimmen unterhalten hatten. Man hatte Olivias und Nicholas' gedacht und sich kleine Erlebnisse, Begegnungen und Gespräche mit ihnen ins Gedächtnis gerufen – denn all das lag von nun an in ferner Vergangenheit. Man hatte sich stillschweigend darauf geeinigt, das Wie und Warum ihres Todes zu umgehen. Große Neugier lag in allen Blicken, aber man nahm Rück-

sicht auf die heiklen Umstände: *Selbstmord*. Auch die Gedichte hatte niemand erwähnt.

Susannah antwortete hastig: »Was geht uns das an? Sie sind tot. Lass es dabei bleiben.«

»Großer Gott, Nicholas und Olivia waren deine Geschwister …«

»Halbgeschwister!«, gab sie zurück, als bewahre sie diese Tatsache vor echter Trauer.

»Schön und gut, Halbgeschwister! Stellst du dir denn keine Fragen? Empfindest du gar nichts?«

»Ich empfinde Dankbarkeit darüber, dass wir sie in der Familiengruft neben Mutter beerdigen durften«, antwortete Susannah. »Wir können uns bei dem freundlichen Pfarrer bedanken! Du weißt, früher wäre das nicht möglich gewesen. Selbstmörder bestattete man nicht auf einem *Friedhof*, und erst recht nicht in einer Gruft! Damals wären wir gleich mit geächtet worden. Es ist weiß Gott auch so schon schlimm genug. London wird hart für mich werden. All die Bekannten, die ihr Mitleid hinter aufgesetzter Freundlichkeit verstecken …« Sie hielt inne. Sie wollte ihrem quälenden Schmerz nicht freien Lauf lassen, wollte nicht, dass die Übrigen sich an ihm ergötzten. »Ich will nicht mehr darüber sprechen! Wir sollten lieber darüber reden, was aus dem Haus wird.«

Daniel sagte: »Für mich hat es immer so geklungen, als sollten die Hinterbliebenen es verkaufen.« Er blickte sich im Raum um. Susannah. Rachel. Stephen. Er selbst. Er hatte Susannah geheiratet, war von allen aber immer wie ein vollwertiges Familienmitglied behandelt worden, worüber er sehr froh war. Ohne seine Verbindung zu den Trevelyans hätte man ihn, seit die Irlandfrage die Gemüter so erhitzte, gesellschaftlich, sagen wir, weniger *ak*zeptabel gefunden. Nicht, dass die Trevelyans mächtig und einflussreich gewe-

sen wären, aber sie waren *alter* Adel und sehr angesehen. Sein Blick wanderte weiter. Cormac. Olivia und Nicholas hatten Cormac in ihrem Testament nicht bedacht. Daniel hatte sich schon manches Mal gefragt, wer Cormacs irische Mutter gewesen sein mochte – und ob das eine Rolle spielte. Cormac war ein FitzHugh, kein Trevelyan. Kein Kind von Rosamund. Auch nicht mit einem von Rosamunds Kindern verheiratet. Und auch nicht, im Gegensatz zu Rachel, ein Cousin von Seiten der Marlowes.

Rachel sagte: »Ja, so habe ich es auch verstanden. Es sei denn, sie hätten ihre Meinung noch geändert. Vor ihrem Ende.« Wie sie ihre Meinung übers Weiterleben geändert hatten … Sie atmete tief durch und versuchte, nicht mehr daran zu denken. Stattdessen lauschte sie wieder. Unwillkürlich. Lauschte auf die Geräusche im Haus. Seit sie vor zwei Tagen den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, hörte sie es. Es verschlang sie, nahm ihr den Atem. Erschreckte sie in seiner Geräuschlosigkeit, die keine Geräuschlosigkeit war …

Stephen, der mit seiner Krücke das Muster im Perserteppich nachzog, sagte: »Nun, mir ist klar, was wir tun sollten. Wir sollten dieses Haus in eine Gedenkstätte umwandeln. In ein Museum für Livia.«

Susannah sah ihn überrascht an.

Cormac warf ein: »Sei nicht albern! Das ist das Letzte, was sie gewollt hätte! Olivia hat sich ein Leben lang vor der Öffentlichkeit versteckt. Glaubst du wirklich, es würde ihr gefallen, wenn *jetzt* Fremde hier herumliefen?« Groß gewachsen und ungewöhnlich gut aussehend, wie er war, schritt er würdevoll und bestimmt durch den Raum.

»Du hast das nicht zu entscheiden«, versetzte Stephen. Er versuchte, Cormac nicht anzusehen. Er wollte sich nichts machen aus Cormacs elegantem Gang. Aber er konnte nicht anders. Im Krieg hatte er einen halben Fuß verloren. Diese

verdammte Krücke. Kriegsversehrter, verkrüppelter Heimkehrer und bei Gott, es waren keine ehrenhaften Wunden! Nie wieder würde er ausgedehnte Spaziergänge über die Hügel machen, nie wieder Tennis spielen, nie wieder tanzen, nie wieder ausreiten können.

Beim Kricket konnte er zwar noch werfen, aber er tat es umständlich und mit der beständigen Angst, das Gleichgewicht zu verlieren und flach auf die Erde zu fallen.

»Trotzdem, Cormac hat recht«, sagte Rachel. »Ich kann mir das Haus unmöglich als Museum vorstellen. Livia würde sich verraten fühlen.«

»Denkt an die Kosten«, fügte Daniel hinzu. »Wir bräuchten Geld für den Unterhalt, die Wartung und das Personal. Irgendeinen Spendenverein. Olivia mag zwar berühmt gewesen sein, aber reich war sie nicht! Zumindest nicht durch ihre Arbeit.«

»*Wir* könnten es bezahlen«, beharrte Stephen. »Vielleicht hätte auch der National Trust ein Interesse.«

»Nicht ohne eine gehörige Schenkung«, entgegnete ihm Cormac, der mit dem Rücken zum Fenster stehen blieb. »Und die würde mehr als drei Viertel deines Erbes schlucken.«

»Was willst du damit sagen? Dass wir die Möbel unter uns aufteilen sollen – die Anrichte für mich, das Klavier für dich – und uns streiten, wer Großvaters Uhr bekommt? Um anschließend das Haus und das Grundstück zu verkaufen? Dass wir so tun sollen, als hätten Olivia und Nicholas nie existiert und die Familie – oder was von ihr geblieben ist – sich einen *Dreck* um sie schert?« Stephen war leicht aus der Fassung zu bringen.

»Du willst doch das Museum nur zu deinem eigenen Ruhm, nicht zu ihrem«, sagte Susannah unvermittelt. »Du willst dich selbst verewigen, tu nicht so, als wäre es anders.«

»Mich selbst?«

»Ja, dich selbst! Der Krieg hat dich verändert, Stephen – und zwar nicht zum Besseren. Als Livia berühmt wurde, habe ich gesehen, wie du dich geziert hast, wenn jemand beim Dinner fragte, an wen ihre großen Liebesgedichte gerichtet seien. Du glaubtest, du seist der Adressat gewesen, ihr Favorit!« Sie klang verbittert und sarkastisch. Auch der Liebling ihrer Mutter war er gewesen. Er war zwar Susannahs Zwillingsbruder – aber von Beginn an waren sie alles andere als gleich behandelt worden.

»Na und wenn schon? Ich habe das gleiche Recht wie alle, zu denken was mir gefällt. Du bist doch nur geldgierig, das ist es doch, jeden Penny willst du aus ihr rausquetschen. Genau deshalb hat sie ihren literarischen Nachlass ja auch mir vermacht. Schade nur, dass das Haus nicht dazugehört!«

»Wer ist denn zuletzt gestorben?«, warf Rachel schüchtern ein, als wäre sie nicht sicher, ob sie es wirklich wissen wollte. »Falls es nämlich Nicolas war, dann feilscht ihr hier um sein Testament, nicht um ihres.«

»Das würde aufs Gleiche hinauskommen. Alles fällt dem jeweils anderen zu, und für den Fall, dass beide sterben, ist vereinbart, dass die Gedichte an Stephen und das Haus zu gleichen Teilen an die vier Hinterbliebenen gehen«, sagte Cormac, ohne sich ihr beim Sprechen zuzuwenden. Seinem ruhigen Tonfall war kein Bedauern darüber zu entnehmen, dass er nicht bedacht worden war.

»Mir ist die Vorstellung, dass Ausflügler hier herumspazieren, zuwider«, sagte Susannah, »wie bei einer öffentlichen Hinrichtung würden sie glotzen und anschließend auf dem Rasen Kuchen essen, Cidre trinken und den Ausblick aufs Meer genießen.« Sie schüttelte sich. »Grauenhaft.«

»Noch grauenhafter wäre es, wenn das Haus in fremde

Hände fiele«, erklärte Stephen. »Um Himmels willen, sie war eine der bedeutendsten Dichterinnen Englands!«

»Warst du mal in Stratford? Oder in Wordsworth' Heimatort, Grasmere?«, fragte Rachel. »Das sind miefige, leer stehende Abziehbilder von Häusern. Mumien zur Befriedigung der Schaulustigen. Ich will nicht mit ansehen, wie dieses Haus in Wachs gegossen und zu Tode gepflegt wird. Ich will einen klaren Schlussstrich ziehen.«

»Denkst du dabei nicht in erster Linie an dich?«, fragte Stephen herausfordernd. »Sind es vielleicht auch deine Geheimnisse, die die Leute hier aufstöbern könnten?«

Rachel sah ihn kalt an. »Was soll das heißen?«

»Dass wir alle unser Privatleben haben, und dass die Nachwelt es einst im Namen der Wissenschaft an die Öffentlichkeit bringen wird. Um mehr über Olivia zu erfahren: wie sie gelebt hat, wie ihre Familie war und was sie dazu gebracht hat, Dichterin zu werden.«

»Das wäre ja furchtbar!«, rief Daniel aus, unter dessen verstorbenen Familienmitgliedern sich so mancher befand, der zu Lebzeiten einen durchaus zweifelhaften Ruf genossen hatte.

»Das ist der Preis des Ruhms«, sagte Susannah verdrossen und verzog ihr hübsches, makelloses Gesicht zu einer Grimasse. »Und ein sehr triftiger Grund, sie nicht auf uns loszulassen, indem wir das Haus verkaufen. Niemand von uns würde hier einziehen wollen. Olivia wusste das, und wenn sie wirklich ein Museum für sich gewollt hätte, hätte sie dafür gesorgt. Aber sie hat es nicht getan.«

Wieder trat Schweigen ein. Dann sagte Cormac, der es von seinen Geschäftsleitungssitzungen her gewöhnt war, Kompromisse zu finden und Entscheidungen zu treffen: »Also gut, wie wir sehen, steht es drei gegen einen. Für den Verkauf des Anwesens. Stephen kann über Olivias Doku-

mente – Manuskripte, Briefe, Verträge usw. – frei verfügen. Das sollte den neugierigen Wissenschaftlern genügen. So traurig es klingen mag, ich bezweifle, dass es einen umfangreichen *literarischen* Nachlass gibt. Sie war noch jung. Und Lyriker sind nicht gerade … Vielschreiber.«

Das gibt's doch nicht, dachte Rachel. Sie sah ihn an. Du hast doch tatsächlich schon in ihren Notizbücher herumgewühlt, stimmt's? Du warst als Erster hier. Hast du dir schon heimlich was weggenommen? Hattest du Angst um deinen guten Ruf? Oder warst du einfach nur neugierig, etwas Intimes über deine Stiefschwestern zu lesen?

»Livia hat nur wenige Briefe an uns geschrieben«, sagte sie laut. »An andere auch nicht, soweit ich weiß. Vielleicht möchte Stephen unsere Briefe haben? Für die Sammlung?« Nur Nicholas' Briefe würde sie nicht hergeben, niemals.

»Hat sie Tagebuch geführt?«, fragte Daniel und fügte, da ihn alle erstaunt ansahen, hinzu: »Na ja, erstaunlich viele Menschen tun das! Besonders, wenn sie einsam sind. Kranke …« Er stockte.

»Nein«, sagte Stephen knapp. »Ich bin sicher, dass sie keins geführt hat.«

»Du kanntest sie nicht besser als jeder von uns«, gab ihm Susannah scharf zurück. »Nicht seit du erwachsen bist. Sie hätte zwölf Tagebücher führen können, und niemand hätte davon erfahren.«

»Ich war öfter zu Besuch als ihr alle zusammen!«

»Ach ja? Vier- oder fünf Mal pro Jahr? Es war ungemütlich hier, das weißt du. Sie *wollte* uns nicht hier haben. Sie hat sich zur Einsiedlerin gemacht, ja, und das Gleiche gilt für Nicholas, auf seine Weise war er genauso starrköpfig wie sie. Und dabei waren sie erst Mitte Dreißig … das war doch nicht normal!«

»Ich weiß noch, wie es beim letzten Mal war, als wir hier

waren«, sagte Daniel. »Man merkte ihr deutlich an, dass sie es kaum erwarten konnte, bis wir wieder verschwanden.«

»Wir brachten die Wirklichkeit mit«, pflichtete ihr Susannah bei. »Das Leben. Sie aber lebte in ihrer eigenen, sonderbaren Scheinwelt. Ich habe nie begriffen, warum sie so düstere Gedichte schrieb. Na ja, abgesehen von *Englisches Requiem* natürlich. Aber *Der Duft der Veilchen* und *Luzifer* haben mir eiskalte Schauer über den Rücken gejagt, das könnt ihr mir glauben! Es war sicher auch wegen ihrer Lähmung. Menschen, die körperlich leiden, sind oft trostlos und unglücklich. Ich glaube, sie musste sich einfach mit diesen Dingen beschäftigen.«

»Sie war nicht trostlos«, sagte Rachel plötzlich. »Und sie war auch nicht wirklich behindert. Ich glaube, wir haben sie schlicht gelangweilt.«

»Sei doch nicht albern«, sagte Daniel. »Das ist doch lächerlich. Wir, ihre Familie, sollen sie gelangweilt haben?«

»Ja! Während der letzten sechs oder sieben Jahre hatte ich oft das Gefühl, dass sie uns nicht mehr brauchte. Dass ihr Leben erfüllt war und sie hier alles hatte, was sie wollte.«

»Ich weiß nicht, wie Nicholas damit all die Jahre umgehen konnte«, sagte Susannah und starrte Rachel dabei an. »Ich an seiner Stelle wäre wahnsinnig geworden!«

»Livia hat mir mal erzählt, dass er in ihrer Schuld stünde«, fiel Stephen plötzlich ein. »Hört sich merkwürdig an, nicht? Ich fragte, was für eine Art von Schuld das sei, und sie sagte, eine Blutschuld.« Er stand auf, humpelte zu dem Tisch, auf dem die Getränke standen, und goss sich einen weiteren Whiskey ein.

Cormac sagte: »Ach du meine Güte!« und setzte sich entnervt wieder hin.

»Ich will hier nicht über Nacht bleiben«, sagte Susannah,

um das Thema zu wechseln. Sie blickte hoch zu ihrem Mann. »Es gibt bestimmt noch ein Zimmer im Three Bells.«

»Warum so schwermütig?«, fragte Daniel. »Mrs. Trepol hat unsere Zimmer schon hergerichtet.«

»Eigentlich bin ich nicht schwermütig. Aber dieses *Haus* macht mich fertig! Es ist wie ein Gewächshaus, in dem nur Unkraut wächst. So war es hier nicht, als Mutter noch lebte.« Sie schaute zu dem teuer gerahmten Porträt hinüber, das über dem Kamin hing, Rosamund Beatrice Trevelyan, die drei Ehemänner und mit jedem von ihnen Kinder gehabt und sie alle mit derselben Hingabe geliebt hatte, erwiderte ihren Blick mit einem Lächeln, in dem sowohl Erhabenheit als auch Leidenschaft lag. Der Maler hatte in diesem Gesicht mehr als nur seine Schönheit gesehen. »Mutter war so lebendig! So warmherzig! Immer wurde hier gelacht, alles war strahlend hell. Aber es ist vorbei, es … es ist in dem Moment aus dem Haus verschwunden, als sie starb, und niemand von uns hat es bemerkt. Mittlerweile hasse ich dieses Haus. Das ist mir gerade klar geworden. Nach dem Abendessen gehen wir.«

»Wenn es euch nichts ausmacht, komme ich mit. Ich möchte … lieber auch nicht hier bleiben«, sagte Rachel, behielt aber ihre Gründe für sich. Hier spukte es. Inzwischen war sie sich dessen sicher. Sie, die nie in ihrem Leben an Gespenster oder an Geister, die in Bettlaken gehüllt mit Ketten rasseln, geglaubt hatte. Mit denen hätte sie umgehen können. Der Spuk hier war … ein anderer.

»Wir haben immer noch keine Entscheidung getroffen …«, begann Cormac.

»Verkaufen«, sagte Susannah. Daniel nickte. Nach kurzem Zögern seufzte Rachel und stimmte ebenfalls mit einem knappen Nicken zu.

»Nur über meine Leiche«, drohte Stephen. »Ich werde

kämpfen, wenn es sein muss, auch vor Gericht. *Dieses Haus muss der Nachwelt erhalten bleiben!«*

»Es zu verkaufen ist das Vernünftigste, was ihr tun könnt«, sagte Cormac. »Stoßt es ab, ihr werdet den Verlust schon verkraften. Eine Mehrheitsentscheidung also? Morgen, wenn die Testamente verlesen werden, solltet ihr die Kanzlei entsprechend unterrichten. Was die Einrichtung angeht, so sollte jeder von euch eine Liste erstellen mit dem, was er oder sie gerne haben würde. Für den Fall, dass es Streit gibt …«

»Niemand rührt auch nur einen Einrichtungsgegenstand an, bevor alles geregelt ist«, beharrte Stephen. Sein Gesicht glühte vor Anspannung.

»… wird die Kanzlei einen Vergleich ausarbeiten, einverstanden? Was ihr nicht selbst behaltet, sollte zum Verkauf freigegeben werden. Zusammen mit dem Haus, denke ich. Auf diese Weise wird es viel mehr einbringen. Heutzutage haben die Leute, die sich ein Haus auf dem Lande leisten können, nicht mehr das entsprechende Mobiliar.« Nachdenklich blickte er in die Runde. »Ich selbst habe auch schon darüber nachgedacht, aufs Land zu ziehen. Weil …« Er tat den Gedanken mit einem Achselzucken ab und sagte: »Ich denke, aus Nostalgie. So viel Zeit meines Lebens habe ich hier verbracht.«

»Ich hätte gern Mutters Porträt«, beeilte Susannah sich zu sagen. »Und das Wedgwood Kaffeeservice von Großmutter FitzHugh.«

Ihr Mann fügte hinzu: »Ich möchte die Siegerpokale haben, die Rosamunds Rennpferde gewonnen haben. Sie sollten sowieso besser in der Familie bleiben.«

Cormac sagte: »Ich habe zwar kein Recht, darum zu bitten, aber ich hätte gern die Waffen. Ich meine die, die mein Vater aus Irland mitgebracht hat. Und seine Spazierstock-

sammlung. Vor der Hochzeit mit Rosamund hat sie ihm allein gehört, deshalb möchte ich einen bescheidenen Anspruch darauf anmelden.«

Susannah wandte sich an Rachel: »Gibt es etwas, was du besonders magst?« Rosamund hatte Rachel wie ein eigenes Kind geliebt. Alle liebten sie. Nicholas mochte sie von Herzen gern, und alle sagten, dass Richard – Susannah erschauerte. Sie wollte nicht an Richard denken.

Rachel betrachtete das Sherryglas in ihren Händen. »Ich weiß nicht. Ach, doch!« Sie blickte vom Glas auf und schaute die anderen an. »Ich gehöre zwar nicht zu den Cheneys, aber ich würde gern Nicholas' Schiffesammlung haben. Seine selbstgeschnitzten Schiffe. Natürlich nur, wenn keiner von euch sie haben möchte.«

Ihr Blick streifte Stephens zornige Augen, und ihr wurde bewusst, wie abgebrüht es ihm erscheinen musste, dass hier vier Menschen über den Haushalt ihrer gerade verstorbenen Verwandten verhandelten. Sie errötete.

»Die Beerdigung ist noch keine drei Stunden her!«, sagte Stephen. »Ihr seid Ungeheuer! Es dreht mir den Magen um!«

»Das wär's also im Großen und Ganzen«, antwortete Daniel. »Damit wissen wir alle Bescheid. Was ist mit dir, Stephen?«

»Von mir kommt hier nichts weg.« Er schloss das Glas fester in seine Hand. »Und niemand rührt etwas von Olivias Sachen an. Habt ihr gehört? Niemand!«

»Dann haben wir uns also geeinigt«, sagte Susannah zufrieden. »Und das in aller Freundschaft.« Lächelnd blickte sie hoch zu Rosamunds Porträt. »Mutter wäre stolz auf uns. Ganz ohne Streit!«

»Ist ja auch kaum noch jemand da zum Streiten«, seufzte Rachel. Außer dir und Stephen, ergänzte sie im Stillen. Die

Jüngsten, die beiden FitzHughs. An Anne kann ich mich kaum noch erinnern – nur dass sie und Olivia sich so ähnlich sahen, dass die Erwachsenen sie kaum auseinander halten konnten. Aber ich konnte es. Jetzt ist auch Olivia tot. Das Ende der Marlowes. Auch die beiden Cheneys sind tot, Richard … und Nicholas. Rachel zwang sich dazu, Stephen zuzuhören, um auf andere Gedanken zu kommen.

»Nein, wir haben uns nicht geeinigt!« Stephen schäumte vor Wut. »Wenn die Kanzlei euch nicht aufhält, suche ich mir neue Anwälte. Bennet wird mich vertreten –«

»Sei doch nicht dumm, Stephen«, sagte Cormac, scheinbar ohne Groll. »Du würdest verlieren. Genau genommen würde die gesamte Familie verlieren. Das Gericht würde sowieso unserer Mehrheitsentscheidung zustimmen – aber vorher würde die gesamte Presse unsere Familie durch den Schmutz ziehen. Und wer von uns würde das wollen?«

Mrs. Trepol tauchte an der Tür auf und sagte, das Abendessen sei fertig. Müde und traurig sah sie aus.

Stephen stellte sein Glas ab und folgte ihr hinaus.

»Würde es das? Euch zustimmen?«, fragte er über die Schulter zurück. »Sie war O. A. Manning, erinnert ihr euch? Das werden die Richter mit Sicherheit nicht außer Acht lassen. Auch nicht die Tatsache, dass niemand von uns auf das Geld wirklich angewiesen wäre. Man zerstört ein nationales Kulturerbe nicht einfach so.«

Auch Rachel stellte ihr Glas auf den Nussbaumtisch und blickte den anderen nach, wie sie den Salon verließen und durch die Halle zum Speisesaal gingen. So wütend und entschlossen hatte sie Stephen noch nie erlebt. Sie ahnte, dass es zu einer Gerichtsverhandlung kommen würde. Und dass er am Ende gewinnen würde. Stephen.

Irgendwie gewann Stephen immer. Schon als Kind hatte er am meisten Glück von allen gehabt. Cornwallsches Glück,

hatte Rosamund es genannt. Aus vier Jahren Kriegsdienst war er mit einem halben Dutzend Tapferkeitsmedaillen zurückgekehrt und genoss seitdem in der Gegend den Ruf, ein Held zu sein. An der Front hatten sie ihn FitzHugh, den Teufel, getauft. Glück.

Schwarze Magie, hätte die Alte aus dem Wald es genannt …

2

Als Ian Rutledge Ende Juni nach London zurückgekehrt war, hatte Scotland Yard ihn nicht gerade freundlich empfangen. Warwickshire war kein voller Erfolg gewesen – einige behaupteten sogar, der Prozess habe sich eher auf politische Überlegungen als auf eine stichhaltige Beweislage gestützt, während andere vermuteten, er habe mit dem Fall nur seinen lädierten Ruf wiederherstellen wollen. Chief Superintendent Bowles persönlich hatte dieses Gerücht in Umlauf gebracht. »Nicht gerade ein *sauberer* Abschluss des Falls, was meinen Sie? Natürlich ist es ein Großereignis für die Presse, Rutledges Name steht auf allen Titelseiten. Mir persönlich würde das zwar nichts bedeuten … aber manch anderer legt auf sowas anscheinend viel Wert.«

Rutledge, den die Ereignisse in Upper Streetham sowohl körperlich wie auch geistig ziemlich mitgenommen hatten, war es nur recht, sich wieder mit Problemen von dieser Welt konfrontiert zu sehen, und versuchte, sich zu erholen.

Dieser Zustand sollte jedoch nicht lange währen. In London trieb seit einiger Zeit ein brutaler Messerstecher sein Unwesen. Die Presse versuchte, die Jack-The-Ripper-Geschichte wieder aufleben zu lassen und stellte, um die Auflagen zu steigern, weit hergeholte Vergleiche mit dem alten Fall an. Die Bevölkerung ihrerseits hatte den Frieden inzwischen satt, weil er ihnen trotz Englands glorreichem Sieg nur Elend beschert hatte. Sie waren die mangelnde Nahrungsversorgung, die Arbeitslosigkeit, die Aufstände und Streiks leid.

Die ständigen Aufrufe, aus England wieder das blühende Land zu machen, das es gewesen war, bevor Kaiser Wilhelm sich anschickte, sich Europa untertan zu machen, entlockte den Leuten höchstens ein müdes Gähnen. Aber jede Nachricht, die nicht um ihre Alltagssorgen kreiste, die effekthascherisch genug aufgemacht war, um sie zu interessieren, nahmen sie mit jener Mischung aus Angst und Neugier auf, mit der man vom eigenen Fenster aus beobachtet, wie ein Tiger vor dem Haus den unliebsamen Nachbarn verspeist.

Superintendent Bowles, in dessen Zuständigkeit die Morde fielen, witterte breites öffentliches Interesse an dem Messerstecher, und da er wie für gewöhnlich keine Gelegenheit auslassen wollte, sich mit Ruhm zu bekleckern, übernahm er die Ermittlungen persönlich.

Eigentlich hätte er Rutledge zu den Nachforschungen hinzuziehen müssen, schließlich brauchte er jeden verfügbaren Polizisten.

An dieser Vorstellung fand Bowles jedoch wenig Gefallen und verschob die Entscheidung vorerst um drei Tage.

Dann griff das Schicksal ein – wobei Bowles sich sagte, dass er auf Grund seiner rechtschaffenen Natur außergewöhnliches Glück auch verdiene – und bot ihm eine Lösung seines Problems. Beherzt packte er zu, bog die Dinge im Handumdrehen zu seiner Zufriedenheit zurecht, und begab sich voller Energie, ja mit wahrem Missionarseifer, zu Inspektor Rutledge.

Es war ein warmer Tag Anfang Juli. Die Sonne schien durch die staubigen Fenster und sprenkelte helle Flecken auf den Boden von Rutledges kleinem Büro.

»Ein herrlicher Tag! Viel zu schade, um ihn drinnen zu verbringen. Aber ich musste in die Stadt und den ganzen Nachmittag mit Besprechungen vertrödeln.«

Rutledge blickte von seiner Zeitung auf und sagte: »Der

Ripper?« Eigentlich hatte er nicht erwartet, dass Bowles ihn persönlich aufsuchen würde.

»Ja, inzwischen haben sie ihm schon alle möglichen Namen gegeben, nicht? Haben jede erdenkliche Parallele gezogen, obwohl der Kerl seine Opfer nicht ausweidet. Immerhin, er häutet sie fast, so viele Schnitte sind in den Leichen. Aber darüber wollte ich gar nicht mit Ihnen sprechen. Sondern hierüber.«

Er warf einen schweren Stoß Papiere auf Rutledges Schreibtisch. Mit der Vorderseite nach unten landeten sie auf der dunkelgrünen Schreibunterlage. Rutledge drehte die Papiere um: »Das Innenministerium.«

»Ja, zumindest haben die es abgeschickt, aber wenn Sie meine Meinung hören wollen, stammt es ursprünglich aus dem Kriegsministerium. Oder Außenministerium. Lesen Sie.«

Rutledge überflog die Schreibmaschinenzeilen.

In blumigen Formulierungen wurde Scotland Yard höflich ersucht, sich dreier Todesfälle in Cornwall anzunehmen, die bislang für einen Doppelselbstmord und einen Unfall mit Todesfolge gehalten worden waren. Die Beamten vor Ort, schrieb der Verfasser, hätten es nicht für wert erachtet, die Fälle weiter zu verfolgen, aber mittlerweile seien neue Informationen ans Tageslicht gekommen, die die Vermutung nahe legten, dass die Dinge anders lagen, als es zunächst den Anschein gehabt hatte. Falls Scotland Yard einen Polizisten entbehren könne, der, nur um sicherzugehen, dass alles seine Richtigkeit habe, nach Cornwall fahren und sich in aller Sorgfalt noch einmal des vorhandenen Beweismaterials annehmen könne, wäre der Unterzeichnende dem Scotland Yard äußerst dankbar.

Rutledge las den Brief ein zweites Mal, dann sah er zu Bowles.

»Was sind das für Fälle? Was meint er mit ›neuen Informationen‹?«

»Es sieht ganz so aus«, sagte Bowles, während er es sich auf einem Stuhl bequem machte, »als glaube eine gewisse Lady Ashford, die auf die eine oder andere Weise mit allen drei Verstorbenen verwandt war, dass die Polizei vorschnell geurteilt und der Möglichkeit nicht genügend Beachtung geschenkt habe, dass Mord im Spiel sein könnte. Klingt, als habe irgendjemand die alte blaublütige Schachtel in seinem Testament nicht berücksichtigt – woraufhin sie mit Hilfe irgendeines Lords aus ihrem Bekanntenkreis Himmel und Hölle in Bewegung setzt. Der Lord wälzt es auf einen anderen Lord im Innenministerium ab, und der wälzt es auf *uns* ab. Pech gehabt!«

Bowles' gelbe Ziegenaugen weiteten sich, als ihm bewusst wurde, was er da gesagt hatte. In seiner Erregung war er weit übers Ziel hinaus geschossen. Um den Schaden wieder gut zu machen, ergänzte er rasch: »Das heißt natürlich trotzdem, dass, wer immer dahin fährt, sich gegenüber den Ortsansässigen gut benimmt und Lady Ashfords Zweifel zerstreut. Oder aber, falls ihre Zweifel *nicht* unbegründet sein sollten, die Fälle so schnell wie möglich nochmal von vorne aufrollt, bevor man uns wegen unserer Unfähigkeit zur Verantwortung zieht.« Er zeigte auf den Brief. »Er ist einflussreich, dieser Minister. Wenn wir den nicht zufrieden stellen, können wir uns auf etwas gefasst machen.«

Rutledge las den Brief noch einmal. »Im Außenministerium gibt es einen Henry Ashford«, sagte er grüblerisch. »Er bekleidet einen ziemlich hohen Posten.« Rutledge selbst war mit dem Bruder dieses Henry Ashford zur Schule gegangen.

Bowles Miene verfinsterte sich. »Tja, das mag wohl sein.«

»Und Sie wollen, dass ich nach Cornwall fahre?«

»Sie können mit der Sache umgehen. Bennett wäre zwar auch frei, aber wenn es darum geht, eine alte Lady zu beruhigen, stellt er sich bestimmt mehr als ungeschickt an, ganz gleich wie gut er in Whitechapel arbeitet. Harrison könnte ich zwar auch entbehren, aber er hat einfach nicht die nötige Geduld, um fremde Ermittlungen weiterzuführen. Bevor er überhaupt dort wäre, würde er schon wissen, dass alle außer ihm auf dem Holzweg sind. Bevor man bis drei zählen kann, würde ihn der Chief Constable wieder zurückpfeifen! Und das Innenministerium würde uns dann löchern, was wir uns dabei gedacht haben, einen Typen wie *den* loszuschicken.« Er seufzte. »Von all meinen Männern sind Sie der Beste. So einfach ist das.«

»Und was wird aus der Londoner Mordserie?«, fragte Rutledge. Mittlerweile kannte er seinen Vorgesetzten zu gut. Bowles wollte ihn aus dem Weg haben …

»Nun, ich denke nicht, dass wir die über Nacht aufklären! Wenn Sie nicht länger als eine Woche fortbleiben, können Sie danach ohne weiteres in die hiesigen Ermittlungen einbezogen werden.«

Eine Woche. Man braucht keine Woche, um von der Dorfpolizei erledigte Fälle zu überprüfen. Hieß das etwa, Bowles ahnte, dass die Fälle *tatsächlich* wieder aufgerollt werden mussten? Sodass Rutledge so lange London fernbliebe, bis er, Bowles, den Messerstecher gestellt hatte?

Doch Rutledge war es im Grunde egal.

Nach Cornwall zu gehen wäre besser, als unerwünscht bei Scotland Yard herumzusitzen … Er wandte sich ab und sah hinaus in den Sonnenschein. »Der Bericht, um den Sie mich gebeten haben, ist fertig. Ich könnte schon heute Nachmittag fahren, wenn es Ihnen recht ist.«

Bowles starrte sein Gegenüber an. Ging er nicht zu bereitwillig auf die Sache ein? Wollte er etwa da unten in Cornwall

bis zum Wochenende alles über die Bühne bringen? Oder wusste Rutledge mehr über die Londoner Mordserie als er und war froh, nichts mit ihr zu tun haben zu müssen? Das wäre ja noch schöner, er schickte Rutledge in ein sicheres Refugium, während ihm hier das Dach über dem Kopf zusammenstürzte! Misstrauisch geworden, sagte er: »Nun, ich an Ihrer Stelle würde nichts überstürzen. Wenn wir diesen Mistkerl im Innenministerium nicht zufrieden stellen, müssen wir wieder von vorn anfangen!«

»Ich überstürze nichts.« Rutledge blickte weiterhin zum Fenster hinaus, in Gedanken war er schon auf der Straße nach Westen. Hamish, seine innere Stimme aus der Vergangenheit, rührte sich und meldete sich zu Wort: »Es ist ein herrlicher Tag. Mir ist nicht nach vier Wänden zu Mute.«

Fröstelnd drehte sich Rutledge zu Bowles um. »Was haben wir über die Fälle?«

»Ziemlich wenig. Seine Lordschaft hielt es für angebracht, uns nur das hier zu schicken.«

Er reichte ihm mehrere Seiten Papier. Kopien von Todesurkunden. Olivia Alison Marlowe, ledig. Nicholas Michael Cheney, Junggeselle. Beide von eigener Hand gestorben. Dasselbe Datum. Im Frühjahr. Und Stephen Russel FitzHugh, Junggeselle, verstorben nach einem Unfall. Ein Sturz. Vor drei Wochen.

»Klingen ziemlich gewöhnlich. Beide Fälle.«

»Sind sie auch. Aber wenn das Innenministerium anderer Meinung ist …«

Um vier Uhr nachmittags hatte Rutledge alles für die Fahrt nach Cornwall vorbereitet. Die Tage waren noch lang. Die Wärme der Sonne tat ihm gut. In den Schützengräben hatte er die Sommerhitze gehasst, da sie den Gestank von Urin, Leichen und ungewaschenen Soldaten so sehr verstärkte, dass einem die Sinne schwanden. Decken, Mäntel,

Hemden, Hosen, Socken – alles stank schon im Sommer unaussprechlich, noch schlimmer wurde es allerdings im Winter, wenn die Wolle nicht mehr trocknete …

Hamish gluckste: »Du vermisst es, was?«

»Nein«, sagte Rutledge matt, »aber ich kann es nicht vergessen.«

»Tja«, frohlockte Hamish in den dunklen Ecken von Rutledges Geist, »so läuft die Sache nun mal, Mann, du kannst dich nicht drücken.«

Die Ärzte in der Klinik hatten ihm gesagt, es sei durchaus normal, dass er die Stimme Corporal MacLeods hörte, den sein Erschießungskommando just in dem Moment exekutierte, als eine Bombe neben ihnen runterkam. Die Wucht der Detonation hatte alles in die Luft geschleudert. Dann lag Rutledge unter Schlamm und Leichenteilen begraben. Man brauchte Stunden, um die wenigen Überlebenden – unter ihnen Rutledge – freizuschaufeln. Er hatte ein Schädeltrauma und heftige Anfälle von Klaustrophobie davongetragen. Trotzdem diagnostizierten die Lazarettärzte lediglich Übermüdungserscheinungen. Sie flickten ihn wieder zusammen, gaben ihm, zum Ausschlafen, vierundzwanzig Stunden frei und schickten ihn zurück an die Front. Erfahrene Offiziere waren Mangelware. An das folgende Jahr konnte Rutledge sich kaum erinnern, außer, dass ihn fortan Hamishs Stimme begleitete und so lange verfolgte, belästigte und quälte, bis er glaubte, die anderen hörten ihn auch.

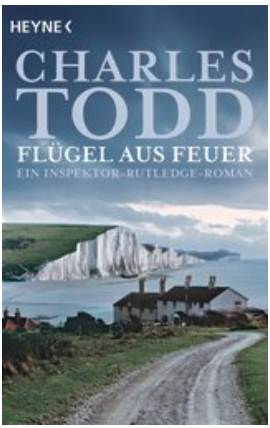
Doch irgendwie musste er es trotzdem geschafft haben, seinen soldatischen Pflichten ordnungsgemäß nachzukommen … denn niemand beschwerte sich über ihn. Seine Männer ließen ihn in Ruhe. Sie waren selbst ausgelaugt und zu sehr mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt, um an etwas anderes zu denken als ans nackte Überleben. Ein langer Krieg …

Auf der Straße nach Salisbury war fast kein Verkehr. In der Landluft, die in sein Automobil hereinwehte, lag der süße Duft von Wildblumen, reifem Korn und frischem Heu. Mit dem Zug wäre er zwar schneller gewesen, aber er verabscheute die engen Abteile, in denen man dicht gedrängt, Wange an Wange mit anderen Menschen zusammensaß. Allein die Vorstellung, so eingeengt zu werden, ohne die Möglichkeit, sich zum Ausgang vorkämpfen zu können, ließ sein Herz schneller schlagen und seine Hände feucht werden.

Er übernachtete zwanzig Meilen hinter Salisbury in einem Gasthof. Er aß überbackenes Hammelfleisch mit Kartoffeln und grünen Bohnen und schlief in einem kleinen, sauerstoffarmen Zimmer mit niedriger Decke. Am nächsten Tag an der Grenze zu Devon empfingen ihn Sturm und wolkenbruchartiger Regen. Zweimal hätte er in dem strömenden Regen beinahe seine Abfahrt verpasst, doch schon eine halbe Stunde später brach die Sonne durch die Wolken und ließ die Nässe auf der Fahrbahn verdampfen. Hamish redete in einem fort, während sie an Dörfern, Blumen, die am Straßenrand prächtig um die Wette blühten, und abgeschiedenen, strohgedeckten Landhäusern mit ihren üppigen Gärten vorüberfuhren. Einmal war es eine Herde Kühe, die auf dem Weg zur nächsten Weide seine Strasse kreuzte, ein anderes Mal watschelten fette Graugänse über die Regenpfützen zum nächsten Dorfteich, und wieder ein anderes Mal blockierte ein Pferdefuhrwerk seinen Weg, dessen Besitzer wie auch die geduldigen Gäule neugierig Rutledges Automobil musterten. Niemand schien es hier eilig zu haben. Oft war er der einzige Mensch weit und breit. Vögel flatterten vorbei. Schmetterlinge tanzten auf seiner Kühlerhaube. Die tröstliche, friedliche Stimmung nahm ihn ganz und gar in Besitz.

HEYNE

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Charles Todd

Flügel aus Feuer
Ein Inspektor-Rutledge-Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43333-5

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2009

In einem Dorf an der Küste von Cornwall sterben drei Mitglieder einer alteingesessenen Familie kurz hintereinander unter mysteriösen Umständen. Die örtliche Polizei hat die Fälle abgeschlossen: zwei Selbstmorde und ein Unfall. Doch eine Verwandte der Toten hat Zweifel und wendet sich an das Innenministerium. Das wiederum schaltet Scotland Yard ein, und Inspektor Rutledge wird beauftragt, die Fälle näher zu untersuchen.

Der Titel im Katalog